

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 15

Artikel: Wissen im Alltag
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637007>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

fern führenden Wirtschaftern bereits die Möglichkeiten erwogen und diskutiert. Es ist dabei selbstverständliche Voraussetzung, daß die einzelnen Wirtschaften so gegliedert und geordnet werden sollen, daß sie im Zusammenspiel des Europa-Clearings größtmögliche Beweglichkeit und Vorteile haben werden.

Vielleicht geht man allerdings bei der Erörterung der Möglichkeiten zu wenig radikal vor. Es ist bisher nicht bekannt geworden, daß man den Tauschhandel, dessen Heraufkunft man für die Großformen der Wirtschaftsbeziehungen bestimmt vorausagt, auch im Binnenverkehr der einzelnen Volkswirtschaften zu organisieren versucht. Trotzdem hier vielleicht ebensoviele Möglichkeiten und Notwendigkeiten vorliegen. Und trotzdem vielleicht das Zusammenspiel des Europaclearings nur dann restlos klappen wird, nur dann seine Leistungsfähigkeit voll entfalten kann, wenn seine Ordnungsgrundsätze den ganzen kontinentalen Wirtschaftsblock von Grund auf und in allen seinen Funktionselementen durchwaltet.

Eine Tausch- und Occasionsgenossenschaft (TOG), die kürzlich in Bern gegründet worden ist, hat ein Programm entwickelt, das in dieser Hinsicht vielleicht wegweisend werden kann. Es tritt, bei den Klein- und Mittelformen des Wirtschaftsverkehrs, in genau dieselben Verhältnisse und Voraussetzungen ein, die das Europa-Clearing im Großen erfassen und gestalten will.

So gibt es z. B. das zweiseitige Clearing in unserm normalen Geschäftsverkehr schon längst. Ein Arbeits- oder Lieferungs-auftrag wird heute vielfach nur noch erteilt, wenn der Auftraggeber eigene Waren oder Dienstleistungen damit verrechnen kann. Jeder Geschäftsmann kennt das aus seiner Praxis. Nun aber sollen die Tauschgelegenheiten dadurch mächtig gesteigert werden, daß auch in diese Kleinwelt des Tausches das Prinzip des multilateralen Clearings eingeführt wird. Zu diesem Zweck wird die Verwaltung der Genossenschaft, von der wir sprachen, als Tauschzentrale organisiert: genau wie die Clearingszentrale. Und dadurch werden nun indirekte Tauschgeschäfte, mit dem ganzen Reichtum ihrer Kombinationsgelegenheiten, ermöglicht. Wenn jetzt A dem B eine Ware liefert, so braucht er nicht dafür die Ware des B abzunehmen, wenn er sie nicht braucht oder davon schon genug hat. Die Genossenschaft kann ihm die Ware (oder Dienstleistung) eines Genosschafter C vermitteln, die ihn weit stärker interessiert. Die Produkte des D wiederum entsprechen den Wünschen eines gewissen E, für dessen Waren auf der andern Seite der Genosschafter A Bedarf hat. Und so weiter. Eine allfällige Wertdifferenz zwischen ge-

tauschten Waren kann dabei in bar oder durch ein weiteres Angebot ausgeglichen werden.

Da in einer solchen Zentrale von überall her die Fäden von Tauschmöglichkeiten zusammenkommen, wird fraglos für jedes Angebot ein Abnehmer, und für jede Nachfrage ein Lieferant zu beschaffen sein. Die Genossenschaftsverwaltung funktioniert also, wie bisher das Geld und die Banken, als Drehzscheibe des Marktes. Sie stellt für die Nachkriegszeit eine Organisation bereit, die die umgeheuer vermehrten, ja ausschlaggebenden Tauschhandelsmöglichkeiten miteinander verzahnen und sie zusammenfassen, koordinieren kann. Heute aber tritt sie in den Dienst der Mangelwirtschaft und der Wirtschaftsbelebung, indem sie die Reserven aus den Konjunkturjahren mobilisiert und in den Wirtschaftskreislauf zurückführt. Denn die Verquidung der Angebots- und Nachfrageseite im Tauschhandel (auf beiden Seiten wird zugleich gesucht und angeboten) erregt und belebt den Umsatz ganz von selber, so wie er, von einer andern Seite her, dadurch stimuliert wird, daß die eigenen Lieferungen nicht unbedingt durch Gegenlieferungen des Abnehmers gedeckt werden müssen, sondern indirekt mit Kompensationen von Drittseite verrechnet werden können. Und schließlich wird durch die Bereitstellung eines Apparates, der Sachwert gegen Sachwert zu tauschen gestattet, die wirtschaftsschädigende „Flucht in die Sachwerte“ kanalisiert und sein Gefälle wieder der Wirtschaft nutzbar gemacht.

Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß dieses Programm in seiner praktischen Auswirkung für unsere Wirtschaft von unermesslicher Bedeutung werden kann. Denn es wäre eine verlockende Aufgabe für uns, gerade hier führend einzugreifen und damit das Handicap, das die Wirtschaft eines Kleinstaates heute wie eine Bleikugel hinter sich her schlepppt, auf diese Weise wettzumachen. Wenn wir uns ein Mitspracherecht in der kommenden Neuordnung in Wirtschaftsfächern dadurch sichern würden, daß wir ein System organisch entwickeln, das, der Totalität lebendig angeschlossen, diese Wirtschaftstotalität mit eigenen Erfahrungen, selbstgewonnenen Ordnungsgrundzügen und praktischen Anregungen und Impulsen entscheidend befruchten, fördern und fundieren könnte. Will man das Phantasterei nennen? Meinetwegen, aber heute ist vielleicht in der Wirtschaft die Phantasie viel notwendiger, als jede kalt rechnende Kalkulation und Spekulation; zu keiner Zeit war die freie, schöpferische und begeisterungsfähige Persönlichkeit auf dem Gebiet der Wirtschaft notwendiger als heute.

H. W.

Wissen im Alltag

Es ist an dieser Stelle schon wiederholt gesagt worden, daß man die Technik gebrauchen oder mißbrauchen kann und daß sie je nachdem zum Segen oder zum Fluch wird. Der Staat kann durch moderne Kriegswaffen das schlechte Beispiel geben. Er kann durch Ausbau der Verkehrsmittel Segen stiften. Zu allen Zeiten ist die Technik mißbraucht worden. Angefangen bei den Pilgern, die vor Jahrtausenden Seidencocons in ihren hohlen Stäben nach Europa schmuggelten. Vor einigen Jahren gab in Wien ein Mann ein eingeschriebenes Paket mit Wertangabe auf. Am Bestimmungsort wurde ein Gewichtsmangel festgestellt. Der Absender wurde entsprechend entschädigt. Erst später kam man auf den Schwindel: Ein Teil des Inhaltes bestand aus Trockenreis, das unterwegs spurlos verdunstete! In den Siebzigerjahren hatte ein Diamantenhändler in Amsterdam den Magnetismus mißbraucht. Die Diamantenwaage stand auf einem Tisch, dessen Platte von zwei Stellen, direkt unterhalb der Waagschalen, von Innen her ausgehölt war. In den Ausnehmungen befanden sich bewegliche Magnete. Je nachdem gekauft oder verkauft werden sollte,

wurde mittelst Pedal der eine oder andere Magnet nach oben verschoben, so daß sich magnetische Anziehungskraft bald auf die Diamanten — bald auf die Gewichtschale geltend machte. Vor etwas mehr als 40 Jahren veröffentlichte die Madrider Presse unter dem Titel „Die geheimnisvolle Kaffeemaschine“ einen sehr originellen Betrugsfall. Der Polizei war gemeldet worden, daß der in einem bestimmten Lokal ausgeschenkte Kaffee hygienisch und aromatisch bedenklich sei. Man ging hin und verschaffte sich eine Probe. Sie erwies sich als einwandfrei. Auf nichtamtlichen Umwegen gelangte man zu einer zweiten Probe, die allerdings bedenklich war. Man stand vor einem Rätsel, denn beide Proben waren zur selben Zeit der gleichen auf dem Büffet aufgestellten Kaffeemaschine entnommen worden. Die Polizei ging aufs Ganze und beschlagnahmte die Maschine. So kam der Schwindel an den Tag. Denn diese Maschine verfügte nicht nur über den bekannten großen Behälter, sondern hatte — im großen eingebaut — noch einen kleinen Behälter. Im letztern war vorzüglicher Kaffee, im Hauptraum dagegen schlechter. Drehte man den Hahn nach rechts, floß der schlechte Kaffee hinaus, der

normalerweise zum Auschank kam. Drehte man den Hahn dagegen nach links — was beim Auftauchen der Polizei stets geschah — so wurde damit die Verbindung zwischen dem kleinen Behälter und dem Ausguß hergestellt!

Falsch aufgefaßte Technik ist es, eine Maschine anzuschaffen, um nun 16 Arbeiter entlassen und deren Löhne einsparen zu können. Richtig handelt dagegen der, welcher eine solche Maschine kauft, um mit dem gleichen Personal bis sechzehnmal mehr produzieren zu können. In diesem Gedankengang verdient das Vorgehen des Amerikaners Owens Beachtung, des Erfinders der meistverbreitesten Flaschenfabrikationsmaschine, die stündlich automatisch bis 2500 Bierflaschen vollautomatisch herstellt. Owens dachte nicht nur technisch, sondern auch sozial. Von den ihm zugegangenen Bestellungen führte er pro Jahr nur eine sehr beschränkte Anzahl aus, derart, daß keine Arbeiter entlassen werden mußten. Auf dem ganzen internationalen Markt wurde die Maschine sukzessive eingeführt, in möglichst genauer Anpassung an die steigende Nachfrage der Flasche, zu folge deren starker Verbilligung.

Ein deutscher Gelehrter hat sich die Mühe genommen, den Geschmack in den Hühnern zu prüfen. Je zwei verschiedene Getreidesorten, jede aus 10—12 Körner bestehend, wurden den Hühnern der Reihe nach auf Kartons vorgesetzt. Dabei zeigte sich, daß am Morgen, wenn die Versuche begangen, die Hühner unbekümmert von beiden Sorten fraßen. Erst nach Eintritt einer gewissen Sättigung begann die Bevorzugung einer gewissen Sorte und die absolute Ablehnung der andern. Dabei zeigte sich folgende Reihe der Beliebtheit: Weizen, Mais, Roggen, Gerste, Hafer. Der Weizen wird also am liebsten gefressen. Man untersuchte, ob vielleicht die verschiedene Farbe von Einfluß auf die Bevorzugung sei und färbte alle Körner gleichmäßig rot, mittelst Eosin. Es wurde kein Unterschied bemerkt. Die Farbe scheint also hier keine Rolle zu spielen. Nun verschrotete man Körner der verschiedenen Sorten, feuchtete sie mit Wasser an und formte daraus kleine Ballen. Von diesen

wurden keine mehr von den Hühnern abgelehnt, wohl aber einige bevorzugt. Dabei konnte der Geschmack oder die kleine Farbabweichung maßgebend sein. Nachdem die Ballen einheitlich mit Eosin und Baumwollblau gefärbt worden waren, wurde keine Getreidesorte mehr bevorzugt. Offenbar hatten sich die Hühner in diesem Fall doch von den kleinen Farbabweichungen leiten lassen, aber nicht vom verschiedenen Geschmack. Man schloß daraus, daß sich die Hühner in erster Linie von bestimmten Körnerformen beeinflussen lassen, sehr sekundär auch von der Farbe. Diese Schlussfolgerung fand dann ihre Bestätigung durch ein weiteres Experiment: Man machte künstliche Weizenkörner — aus Roggenmehl! Und künstliche Roggenkörner — aus Weizenmehl! Dabei zeigte sich, daß die Hühner den weizenförmigen Körnern stets den Vorzug gaben, ob sie nun aus Weizen — oder aus Roggenmehl bestanden. Sie lehnten Weizen in Roggenkornform ab, ahen aber gierig aus Roggenmehl bestehende Weizenkörner!

Alles ist auf dieser Welt relativ. Als vor etwa 500 Jahren die Stadt Benedig einen fremden Monarchen besonders ehren wollte, setzte sie ihm bestimmte Gerichte auf Tellern aus Butter vor, der damals im Preis über dem Gold stand, bzw. seltener als Gold war. Stahl ist relativ billiges Material. Aber es gibt auch Edelstahl. Es ist interessant, daß Stahl durch gewisse Verarbeitungsarten wertvoller als Gold werden kann. 1 kg Eisen er kostet auf ca. 3½ Rp. zu stehen. Das kg Rohstahl kostet ca. 15¾ Rp. Stahl für Fräsen kommt pro kg auf Fr. 122,50 zu stehen. Noch teurer ist der Messerstahl: Fr. 180.— pro kg. Im Range folgt der Stahl für Rasierklingen: Fr. 220,70 pro kg. Federstahl für Armbanduhren bringt es auf den Kilopreis von Fr. 787,50. Alles wird in den Schatten gestellt durch Zylinderstahl für Armbanduhren mit dem Kilo-Rekordpreis von Fr. 175,000.— Daneben verschwindet der Kilopreis für Rohgold, ca. Fr. 4970.— Die Preise sind Notierungen vom Dezember 1940 entnommen.

Bela.

Vorfrühlig am Bielersee

Wüßt dr eigentlich, wie schön bi üs am Bielersee der Vorfrühlig isch? Wenn's scho no öppé einisch oder anderisch echlei derglyche tuet zum schneie und der See noch chalte, ruebloige Nächt am Morge mängischt überschosse isch, so blibt doch dä Schnee nid lang lige, der Föhn bloost ihm d'Väbesfreud us. Und z'Usch verheit grad einisch wieder, wenn es Lüftli chunnt, und d'Wölle spiele und tanze dem Frühlig zue.

Der Räbbärg isch no kahl, läär und bruun. Dier wärdet mer säge, das fig doch es längwiligs Bild. Aber do trumpieret der-n'ech ghörig! Wenn d'Sonne dry schynt, so überchunnt ds alte Holz e eigene, rötsche Schimmer, es gange chlyni, rot-bruuni Liechtlie d'häng no und bringe es eiges Väbe dry. Ich ghört me scho hüufig das hälle „Kling, kling“ vo der Schnidshäri. Der Räbstock wird gstuht, die letschtjährige Schoß müesse falle und würde zu chlyne, rötsch-bruune Wedeli zäme to, Schärmele, wie mier ne säge. O i dene Schärmeli verfoht sech de d'Vorfrühligsunne und macht se z'lüüchte und z'läbe.

Wenn's taget, de stöh meishtens scho d'Bärge i ihrer ganze Gröhi am südleche Horizont, und gäblechli Liechter spiele um Grat und Schrund. Später chunnt d'Sonne fälber, groß und rot, aber mängischt verschlüfft sie sech wieder under ere graue Wulchedeli und schickt nume es paar roti Strahle zue-n-is übere.

Aber es git Tage, de schynt sie mängi Stund!

E so-ne Vorfrühligstag am Bielersee! Es tunkt eim, mi gieb d'Chnöspeli wachse, d'Truurwyde am See unde überhöme scho fyndi, häggälbli Schleierli. Au z'Finkli gspüüht das Erwache ringsum und probiert sys „Byt isch do, Byt isch do!“ —

„Bisch no chly frueb“ —, ha-n-i zue mer fälber gseit. Aber do flügt scho n'es Biensi zum offene Fänschter n. Was weit dr Bi üs isch halt der Vorfrühlig öppis ganz Bsunders!

Under de Strüücher bi der steinige Stäge blüje e ganze Huuse Schneeglöggli, und im Mätteli vor em Huus bimmelet e richtigi, zahlrychi Schneeglöggliamilie. D'Tulpe strecke ihi bruun-grüene Blettispitze dür die naßhalti Ärde uf und möchte ho d'Sunne luege.

Und erscht z'Dbe söttet-dr cho luege, wenn das ganze Farbespiel vor und noch em Sunneundergang sech zeigt, wenn der Himmel im Weschte bluetrot lüüchelt mit gälbe und hällgrüene Streife drinn, wenn der Jolimont sech sunnet im leichten Glanz und uf der Insel die frueche Schatte us em Wald uffsteige! Der See glänzt und gleizt wie ne frisch gschliffne Edelstei. Es nachtet erscht noch de Sächse und no denn läbt z'Wäfer im Dämmerischon wie vo me ne unterirdische Liecht. Der Mond het sech i de vergangne Nächt härzlech weni um d'Verdunklig kümmeret. Alli Stärnbilder si frisch puht am Himmel ghangen und die wylze Wüchlili hei sech wie übermütegi Chind am Himmel tummler.

Es tunkt mi gäng, der Horner mit allne syne Vorfrühligs-Gheimnisse sig der schönscht Monet vom Johr. Die gueti Int isch no nid ganz do, aber mi weiß, daß si chunnt. Der Bärgluft bloost z'Gwüch ewäg. Und wenn er so rächt chuttet, de slüge o die schwäre, schwarze Sorgegedanke dervo, und mier luege voll Hoffnig übere i d'Ferni zum hälle, zueversichtleche Frühligs-liecht.

Hanni Gsteiger, Twann.